

**Adlige, Begine, Bettlerin. –  
Gertrud von Ortenberg († 1335) in der Nachfolge  
Elisabeths von Thüringen († 1231)**

Von Eugen Hillenbrand

Die Verehrung der Heiligen verweist den gläubigen Menschen auf Alternativen zum alltäglichen Leben und macht deren Lebensform als Weg zum Heil konkret, also wahrnehmbar. Ein solches Leitbild verkörperte Elisabeth von Thüringen seit ihrem frühen Tod 1231.<sup>1</sup> Schon wenige Monate, nachdem die junge Landgräfin in der Nacht vom 16. zum 17. November 1231 gestorben war, bemühte sich ihr Beichtvater Konrad von Marburg darum, die singuläre Stellung seiner ihm anvertrauten Beichttochter durch ein offizielles Heiligsprechungsverfahren zum Ausdruck zu bringen. Er entwarf einen kurzen Lebensabriss Elisabeths und schickte ihn an die Kurie, zusammen mit Aufzeichnungen von Wunderberichten, die nach Zeugenverhören notiert wurden.<sup>2</sup> Dieses Beweismaterial wurde in mehreren Schritten noch ergänzt, zumal man an der Kurie einem vorbildhaften Lebenswandel mehr Aufmerksamkeit schenkte als Wundern.<sup>3</sup> Deshalb erhielten die Aussagen von vier Dienerinnen Elisabeths, die sie zum Teil seit ihrer Kindheit begleitet hatten, einen besonderen Stellenwert. „Unter Eid“ berichteten sie ausführlich

---

<sup>1</sup> Dieter Blume/Matthias Werner (Hrsg.), Elisabeth von Thüringen – eine europäische Heilige. 2 Bde., Petersberg 2007; Christa Bertelsmeier-Kierst (Hrsg.), Elisabeth von Thüringen und die neue Frömmigkeit in Europa (Kulturgeschichtl. Beiträge zum Mittelalter u. zur Frühen Neuzeit, 1). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Wien u.a. 2008.

<sup>2</sup> Ewald Könsgen, Summa vitae Konrads von Marburg, in: Caesarius von Heisterbach, Das Leben der heiligen Elisabeth (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67). Marburg 2007, S. 128–135.

<sup>3</sup> „*In curia plus vitae laudabilitas et conversationis pulchritudo attenditur quam miraculorum*“, ergänzte ein Schreiber den Bericht über das Heiligsprechungsverfahren an der Kurie. Vgl. Albert Huyskens, Quellenstudien zur Geschichte der heiligen Elisabeth: Marburg 1908, S.146, Anm. 16.

über Begebenheiten aus dem Leben ihrer Herrin.<sup>4</sup> Alle späteren Lebensbeschreibungen Elisabeths beziehen sich auf diese Befragung der Dienerinnen im Rahmen des Kanonisationsverfahrens.<sup>5</sup>

Am Pfingstsonntag 1235 erhob Papst Gregor IX. Elisabeth zur Ehre der Altäre und machte aus der hochadligen Außenseiterin, aus der nach den Maßstäben ihres Standes Gescheiterten eine Lichtgestalt für die Gesamtkirche. Mechthild von Magdeburg (1207–1282), die große Mystikerin des 13. Jahrhunderts, wunderte sich, „*das[s] Sante Elisabeth also drate [rasch] helig wart und also unlange [kurz] under der erden lag. Des bericht mich unser herre und sprach alsus: ‚Es ist der botten recht, das si snelle sein. Elisabeth die ist und si was ein botte, den ich gesandt habe zuo den unseligen vrowen, die in der burgen sassen, mit der unküscheit also sere durhflossen und mit der homuote also sere überzogen und mit der italkeit also sere umbevangen, das si nach rehte in das abgründe solten sin gegangen. Irme bilde ist manig vrowe gevolget der masse si wolten und mohten‘*“.<sup>6</sup>

Eine der Burgfrauen, die Elisabeths Botschaft hörte und den Willen und die Kraft zur Nachfolge besaß, war Gertrud von Ortenberg. Sie war die Tochter des niederadligen Erkenbold, der sich nach seinem Dienstsitz auf der Reichsburg Ortenberg (in der Ortenau) nannte. Während die Berichte und Erinnerungen an Elisabeth ganze Bibliotheken füllen, wissen wir über Gertrud aus einer einzigen Handschrift. Und während Bildhauer und Maler die Gestalt der großen Heiligen christlicher Caritas über viele Jahrhunderte lebendig erhalten haben, gibt es von Gertrud kein einziges Beispiel. Sie blieb so gut wie vergessen. Beider Leben scheinen demnach grundverschieden gewesen zu sein, zumindest was ihre Nachwirkung angeht. Was berechtigt also dazu, Gertrud in der Nachfolge Elisabeths zu sehen?

<sup>4</sup> Libellus de dictis quatuor ancillarum sancte Elisabeth confectus, in: Caesarius von Heisterbach (wie Anm. 2), S. 138–193; I. Würth, Die Aussagen der vier „Dienerinnen“ im Kanonisationsprozess und ihre Überlieferung im so genannten „Libellus“, in: Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1), S. 187–192; L. Vogel, Der Libellus der vier Dienerinnen. Beobachtungen zur Entstehung, Datierung und Wirkungsgeschichte, in: Bertelsmeier-Kierst (Hrsg.), Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1), S. 171–194.

<sup>5</sup> Paul Gerhard Schmidt, Die zeitgenössische Überlieferung zum Leben und zur Heiligsprechung der heiligen Elisabeth, in: Sankt Elisabeth – Fürstin, Dienerin, Heilige, hrsg. von der Philipps-Universität Marburg in Verbindung mit dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde. Sigmaringen 1981, S. 1–6.

<sup>6</sup> Gisela Vollmann-Profe (Hrsg.), Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht. Frankfurt a. M. 2003, S. 402.

Vergleichen wir die mittelalterliche Vita Gertruds mit den hagiografischen Zeugnissen zum Leben Elisabeths, so drängt es sich geradezu auf, dass deren Lebensform der Maßstab für Gertrud war. Sie hatte drei Generationen später ihr Handeln ebenso rückhaltlos in den Dienst der Armen und Schwachen gestellt wie ihr großes Vorbild. Es gibt freilich einen bemerkenswerten Unterschied: Gertrud hat das Leben der Armen nicht nur als Wohltäterin begleitet, sondern selbst gelebt. Sie wollte nicht nur für die Armen da sein, sondern mit den Armen zusammenleben. Sie wollte nicht nur Wohltaten von oben nach unten durchreichen, sondern das Elend teilen. Sie erklärte sich zur Bettlerin. Wie lässt sich das Andenken an eine solche Frau wahren?

### Auf der Suche nach der hagiografischen Wahrheit

Gertrud starb am 23. Februar 1335. Dieses Datum kennen wir nur durch eine Notiz in dem Monumentalwerk der „Acta Sanctorum“, worin unter der Leitung des Jesuiten Jean Bolland im Antwerpener Ordenshaus alles verfügbare Material zum Leben der Heiligen gesammelt und ab 1643 im Druck vorgelegt wurde.<sup>7</sup> Es war kalendarisch nach den Festtagen geordnet, an denen die Kirche deren Andenken feiert. Programmatisch war das Titelblatt von vier großen Gestalten umgeben (Abb. 1, Seite 88): „Historia“, die das Handeln der Heiligen aufzeichnet, „Chronos“ mit Sense und Stundenglas als Personifikation der Zeit, „Veritas“, die in der linken Hand ein Brennglas als Sinnbild der Transparenz hält, und „Eruditio“, die Gelehrsamkeit, die in einem Buch liest. Am Fuße des Sockels erfährt der Betrachter die Aufgabe der beiden Helfer<sup>8</sup>: „Antiqua reduco“ – „Ich bringe das Alte wieder ans Licht“ / „Obscura revelo“ – „Ich enthülle das Dunkle.“

Diesem Leitmotiv strenger hagiografischer Arbeit blieben alle weiteren Bände verpflichtet – über Jahrhunderte hin. Nach den beiden Januarbänden erschienen die drei Februarbände erst fünfzehn Jahre später. Da Gertruds Todestag für den 23. Februar bezeugt ist, wurde ihr Name

<sup>7</sup> Robert Godding (Hrsg.), *De Rosweyde aux Acta Sanctorum* (Subsidia Hagiographica 88). Sofia 2009.

<sup>8</sup> Eine Abbildung des Titelblattes findet sich in: Eugen Hillenbrand, *Gertrud von Ortenberg – eine vergessene Heilige*, in: *Die Ortenau* 91 (2011), S. 279–296, hier S. 282.

in den dritten Februarband aufgenommen. Nachdem 1837 die „Societas Bollandiana“ ihren Sitz nach Brüssel verlegt hatte, veröffentlichte sie bis 1940 noch siebzig Bände. Sie enden mit dem 10. November. Da Elisabeths Gedächtnistag von der Kirche am 19. November gefeiert wird, fehlt ihr Name bis heute in den „Acta Sanctorum“. Jedoch enthält einer der zahlreichen Bände der „Collectanea Bollandiana“, die sich in der



Abb. 1: Acta Sanctorum, Februar (Band 3),  
Antwerpen (Jacobus Meursius) 1658.

Brüsseler „Bibliothèque Royale“ befinden, reiches Material zu ihrem Leben. Er trägt die Aufschrift: „*Acta Sanctorum 19. Novembris.*“<sup>9</sup> Mehrfach werden die Textlieferanten namentlich erwähnt, darunter besonders Pater Johannes Gamans. Er war einer der eifrigsten Bollandisten, der in vielen Bibliotheken hagiografische Werke aufspürte und sie seiner Societas zur Dokumentation überließ.

Gertrud von Ortenberg verdankt seinem Sammeleifer, dass wir überhaupt ihren Namen kennen. Vermutlich erwarb er im Straßburger Dominikanerinnenkloster St. Nikolaus in Undis eine Sammelhandschrift, worin auch das Leben Gertruds in mittelhochdeutscher Sprache aufgezeichnet ist<sup>10</sup>: „*Dis ist von dem heiligen leben der seligen frowen genant die Rückeldegen und wz grosser wunder unser lieber herr mit ir gewürcket het, und mit irme eigen namen wz sú gerdrut genant.*“

Die Vita war nicht bekannt, bis sie Hans Derkits 1990 in seiner Wiener Dissertation edierte. Aber da diese Arbeit nur maschinenschriftlich vorliegt, ist sie bis heute nur eingeschränkt nutzbar. (Dieser Umstand gebietet es auch, viele Zitate im Wortlaut der Handschrift wiederzugeben.) Weitere Textzeugnisse zu Gertrud gibt es mit Ausnahme der Grabinschrift nicht.

Das veranlasste schon den Jesuiten Johannes Gamans, in Offenburg selbst nach Spuren Gertruds zu suchen. Welche Stadt ihn da empfing, davon könnte der Stahlstich von 1840 einen Eindruck vermitteln (Abb. 2, Seite 90). Im Vordergrund bemerken wir zwei Fischer bei der Arbeit am Ufer der Kinzig, die hier aus dem Gebirge in die Ebene tritt und bei Straßburg in den Rhein mündet. Auf der andern Seite des Flusses schützt eine hohe Stadtmauer die kleine Reichsstadt mit der Pfarrkirche im Zentrum. Rechts davon erkennt man das Kloster der Franziskaner, die 1280 von Schultheißen und Rat eingeladen worden waren, sich in der Stadt niederzulassen. Ihre Kirche des 14. Jahrhunderts erkennt man an dem für Bettelordenskirchen typischen Dachreiter. Daneben erhebt sich das große Gebäude des Spitals. Im Hintergrund bewacht die Burg Ortenberg den Eingang ins Kinzigtal.

<sup>9</sup> Eine knappe Inhaltsübersicht zu diesem Band bietet: Huyskens, Quellenstudien, S. 31–40: Die Sammlung der Bollandisten, Kodex 8949 der Königlichen Bibliothek zu Brüssel; heutige Signatur d. Bibl. Royale de Belgique: Nr. 3508.

<sup>10</sup> Ediert von Hans Derkits, Die Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg. Diss. Phil. Wien 1990. Ein Exemplar befindet sich im Stadtarchiv Offenburg. Daraus zitiere ich im Folgenden unter „G.v.O.“, hier: f. 133r.

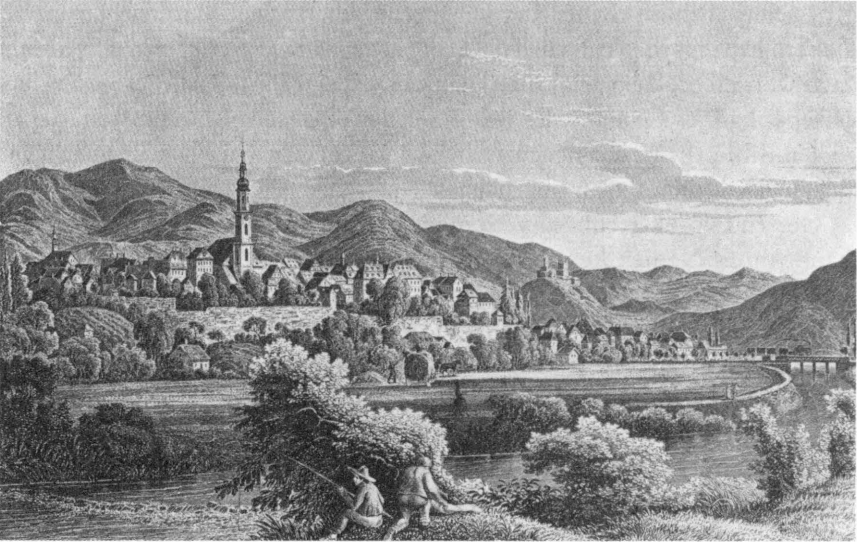


Abb. 2: Offenburg um 1840. Stahlstich von E. Wagner nach K. Corradi.  
Darmstadt (Gustav Georg Lange) um 1840.

Das Bild umschreibt Gertruds engen Lebenskreis, aus dem sie nur selten und in kleinen Schritten heraustrat: Auf die Schauenburg im Renchtal, wo ihr Schwager lebte, auf die nur wenig entfernt gelegene Ullenburg ihres Ehemannes Rickeldegen und in ihr Häuschen in Straßburg, nahe dem dortigen Franziskanerkloster.

In Offenburg selbst fand sie auch ihre Ruhestätte auf dem benachbarten Klosterfriedhof der Minoriten, ihrer „geistlichen brüder“. Die Grabinschrift hielt Johannes Gamans in lateinischer Übersetzung fest: „*Anno MCCCXXXV, VII Kalendas Martii hoc claudebatur antro Domina Gertrudis legitima consors quondam Domini Rickgeldeigin, virtutum cultrix, Offenburg Missis precibus pluribus protegens a periculis. Fac amplius precamur.*“ – „Am 23. Februar 1335 wurde unter diesem Grabhügel die edle Frau Gertrud, Ehefrau des verstorbenen Herrn Rickgeldeigin bestattet. Wahrerin der Tugenden, durch viele Gebete Beschützerin Offenburgs vor drohenden Gefahren, mach es auch weiterhin, wir bitten dich!“<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Acta Sanctorum Februarii III, S. 365.

Damit hatte Gamans eine Bestätigung gefunden, dass die Erzählungen der Vita, die er in der Straßburger Handschrift gefunden hatte, ihren realen Ort hatten. Zur Sicherheit stattete er auch dem damaligen Ortspfarrer einen Besuch ab und hoffte auf weitere Informationen über die Patronin Offenburgs. Er wurde freilich enttäuscht. Gertrud sei zwar eine Selige und Heilige gewesen („*beata et sancta*“) und habe wirklich so gelebt, aber eine Verehrung habe sich in Offenburg nicht durchgesetzt wegen der Gleichgültigkeit späterer Generationen („*incuria posteriorum*“). Das sei auch der Grund, warum sie nicht in den offiziellen Heiligenkalender aufgenommen wurde.

Daraus zogen die Bollandisten ihre Konsequenzen: Sie nahmen Gertrud zwar zum 23. Februar in die „Acta Sanctorum“ auf, aber nicht unter die 52 Heiligen dieses Tages, sondern nur unter die 28 „Übergangenen und vorläufig Zurückgestellten“ („*praetermissi et in alios dies rejecti*“). Gamans begnügte sich damit, den oben zitierten Titel des mittelhochdeutschen Textes der Vita ins Lateinische zu übersetzen und deutete nur deren Umfang an: fünfzig Lagen zu vier Doppelblättern (Quaternionen). Die Handschrift wanderte sozusagen in die Ablage der Bibliothek – wie auch die Collectanea der „Acta Sanctorum 19. Novembris“, die noch lange nicht an der Reihe waren. Bei Gertrud aber blieben die Bollandisten doch skeptisch gegenüber dem Wahrheitsgehalt des einzigartigen Zeugnisses. Dabei betonte Gamans ausdrücklich: „Die Schreiberin der Vita versichert, dass sie alles genau so ihrer Feder anvertraut hat, wie es ihr Heilke von Staufenberg als Augenzeugin berichtet hatte.“ In der Tat notierte sie: „*Ich scribe es also mir jungvrowe Heilke seite. Aber sū hette sin ein teil selber vergessen. Und also ich ungeistlich mensche an dem lebende es allerbest verston kunde von jungvrow Heilke, also han ich es geschriben.*“<sup>12</sup> An anderer Stelle erklärte sie sich selbst zur authentischen Zeugin des Geschehens: „*Dis ist mir selber begegent mit ir, ich, die diese legende zuo dem ersten geschriben hab.*“<sup>13</sup> Dann erzählte sie von einem Familienzweist, den Gertrud in vielen Gesprächen mit ihr schlichtete.

Die Berufung auf zuverlässige Zeugen entsprach genau den seit dem beginnenden 13. Jahrhundert entwickelten Kriterien des Kanonisationsprozesses. Alle vier Dienerinnen Elisabeths von Thüringen sagten „unter

<sup>12</sup> G.v.O., f. 146r.

<sup>13</sup> G.v.O., f. 178r.

Eid“ aus, als sie nach dem Lebenswandel ihrer Herrin gefragt wurden. Und deren erster Biograf, Caesarius von Heisterbach, versicherte, er wolle ihre Verdienste der Nachwelt dokumentieren „*veritate historie servata*“ – „unter Beachtung der historischen Wahrheit“. <sup>14</sup> Das Bemühen um diese Wahrheit war auch für Elisabeths erfolgreichsten Biografen, Dietrich von Apolda, von zentraler Bedeutung. In seiner Vita S. Elisabeth zählte er auf, er sei in Klöster, Dörfer, Städte und auf Burgen gegangen und habe alte und glaubwürdige Personen gefragt, er habe Briefe geschrieben, „um überall und von allen das richtige und wahre Geschehen zu ergründen“ („*hystorie integritatem et rei geste veritatem investigans*“). <sup>15</sup>

Die unbekannte Verfasserin der Gertrud-Vita erkannte allerdings die Schwäche ihres Berichtes: „*Ich schribe nuwent die uswendige hülsen, aber dz marck und den kernen, dz innerste und dz beste blibet underwegen*.“ <sup>16</sup> Sie weiß auch eine Erklärung für ihre Sprachlosigkeit: „*Dirre frowen heiliges leben dz kunden alle menschen nit geschriben noch zu worten bringen. Wan hohe lesemeister, die grosse pfaffen worent und eines erlúhtenden lebens, die hant sich dik [oft] gewundert ihres lebendes und der wunderlichen abgescheidenheit ihres lebendes und der heimlichkeit, die ir got geoffenbart und erzeiget het, dz kunde sú swelber nit geworten, wan es wz ir und donoch allen menschen unnmügelich zuo wortende und mit sinnen zuo begriffen*.“ <sup>17</sup> Es geht also nicht nur um Fakten, sondern um eine innere Erfahrung. Sie sieht sich nicht in der Lage, Gertruds Vertrautheit mit Gott in Worte zu fassen und in eine angemessene Begrifflichkeit umzusetzen. Gleichwohl widmet sich der größte Teil der Schrift dem spirituellen Leben einer Frau, die mit allen Kräften die Gottesnähe suchte und dennoch wie Elisabeth „Schwester in der Welt“ („*soror in mundo*“) sein wollte.

### „*Krank am libe und an kraft*“

Über Gertruds Kindheit und Jugend auf der Burg Ortenberg erfährt der Leser wenig. Auf gerade mal sechs von 216 Seiten findet er spärliche

<sup>14</sup> Caesarius von Heisterbach, Das Leben der heiligen Elisabeth, hrsg. und übers. v. Ewald Könsgen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67, 2), Marburg 2007, S. 8.

<sup>15</sup> Dietrich von Apolda, Das Leben der heiligen Elisabeth, hrsg. u. übers. v. Monika Renner (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67, 3), Marburg 2007, S. 24.

<sup>16</sup> G.v.O., f. 173r.

<sup>17</sup> G.v.O., f. 146v.



Angaben zu deren familiärer Situation. Die Biografin konnte sich nicht auf Augenzeugen berufen, wie das für die heilige Elisabeth der Fall war, die von zwei der vier Dienerinnen schon seit dem vierten Lebensjahr als Spielgefährtinnen begleitet wurde.

Gertrud war das jüngste Kind des Reichsministerialen Erkenbold, der mit seiner Familie auf der Burg Ortenberg wohnte. Er hatte nach dem Tode seiner Frau ein zweites Mal geheiratet: *„Do geschach es also, dz der ritter nam ein ander eliche frowe, die wz vil besser und edeler denn die erste, wenn sū wz friges geleshtes. Von den frigen von Wildenstein wz sū bürtig. Nu gap unser lieber herre dem ritter und der frowen ouch etwie manig kint miteinander, und besunder ein doehterlin, ein kint, dem unser herre in allem sinem leben und durch alles sin leben gar heimlich ist gewesen.“*<sup>18</sup>

Mit diesen Worten war Gertrud in die gesellschaftliche Ordnung ihrer Zeit eingepasst, und zugleich auch wieder aus ihr befreit, denn eng verbunden („heimlich“) blieb sie nur mit Gott. Ihr Vater starb, als sie sieben Wochen alt war. Ihre Mutter verließ wegen Spannungen mit den Stiefkindern nach weniger als zwei Jahren Ortenberg, durfte aber ihre Kinder nicht mitnehmen. Als sie aus lauter Heimweh wieder zurückkehrte, wurde ihr der Umgang mit ihnen verwehrt. Sie konnte diese nur durch einen Türspalt betrachten. Verzweifelt fuhr sie in ihre Heimat zurück und starb bald darauf.

Für Gertrud begann eine wahre Leidenszeit. Nicht nur die Stiefgeschwister behandelten sie *„gar hertiklich und ungütlich“*. Auch eine Magd misshandelte das Kind mit Stockschlägen, dass selbst einer der Stiefbrüder eingreifen musste. Trost fand es nur bei einer Rittersfrau auf der Burg: *„dú wz ein guote frowe und seite gerne von got und von unsers herren liden“*. In diesen Gesprächen zwischen der einfachen Rittersfrau und dem hilflosen Kind sah die Biografin die entscheidende Grundlage für das spätere Leben Gertruds: Das Versenken in die Passion Christi erzeugte bereits in dem Kind *„eine sundere hitze an dem hertzen“*, sodass es seine Berufung selbst erkannte: *„Es wz von minnen und von mittelidung der marter unsers herren, in dem sū ouch alles ir leben wol verzert hat in dem ellende und armuot.“* Weit vorausblickend umriss die Erzählerin das spirituelle Profil Gertruds, die ihre Leidensgemeinschaft mit Christus in der Zuwendung zu den Schwachen der Gesellschaft und im

<sup>18</sup> Dieses und die folgenden Zitate stehen auf G.v.O., f. 133r./134r.

Gebet zu verwirklichen suchte: *„Ir geist hette alle zit ein stetes nachvolgen dem bilde Cristi, sinem wandel, siner armuot, sinem manigvaltigen liden, siner nützen ler.“*<sup>19</sup>

Mit neun Jahren lernte das Kind den Psalter, die sieben Tagzeiten *„und vil anders gebettes unser lieben frowen und ander heiligen“*. Seine Kammer machte es zum Gebetsraum, wo es das Officium einer klösterlichen Gemeinschaft für sich allein vollzog und nur noch zum Essen unterbrach. Nach der Mahlzeit aber lief es rasch *„zuo den armen kinden, die uf die burg nach brot giengent, und sas under sú zuo in nider, [...] und wz im gar wol mit sinen armen gespúelin“*. Ihnen brachte es das Brot mit, das es heimlich von der Tafel weggenommen hatte, und verteilte es. *„So brachten sú im bluomen. Und vil liebes hette es mit den armen untz an sinen tod.“* Wiederum erscheint im kindlichen Handeln bereits das ganze Leben vorbestimmt.

Als Gertrud ins heiratsfähige Alter gekommen war, hatte sie nur einen einzigen Wunsch, nämlich in ein Kloster einzutreten. Für diesen Schritt aber war ihr Besitz zu gering, weil ein leiblicher Bruder das gesamte Gut verprasst hatte. Die Familie suchte folglich für Gertrud einen geeigneten Ehemann, der bereit war, sie auch ohne Aussteuer zu nehmen. Ihr Schwager von der Schauenburg fand ihn in dem Ritter Rickeldeggen, der auf der benachbarten Ullenburg amtierte. Da dieser gerade Witwer geworden war, zeigte er sich großzügig und stattete seine junge Frau nach ihren Wünschen aus. *„Nuo wz sú in der E und lebete in der E in grosser widerwertigkeit ihres hertzen und ihres willen. Und wider allen iren willen wz sú by der welt und muoste do sin.“*<sup>20</sup>

Der Mittelpunkt ihres Lebens aber wurde das Gotteshaus des Kirchspiels, zu dem die Burg gehörte. Es kann hier nur die Pfarrei Nußbach gemeint sein, auch wenn der Name nicht erwähnt wird. Wenn Gertrud hier die Messe besuchte, war sie *„in grosser sússikeit und gnoden mit unserm herren. Und werete die sússikeit und der lust die messe us und darnoch als lange untz dz sú wider heim gefuor uf die burg“*. Dort aber fühlte sie sich fremd, denn ihr Ehemann war *„ein weltlich unverstanden man und nit ired sinnes“*. Er starb nach vierjähriger Ehe, als Gertrud mit ihrem vierten Kind schwanger war. Am Sarge konnte sie nicht trauern, *„sú hette vil lieber gelachtet denn geweinet“*.

<sup>19</sup> G.v.O., f. 169v.

<sup>20</sup> Die meisten der folgenden Zitate stehen G.v.O., f. 136r–139 v.

Ihre Schwester und deren Mann holten die junge Mutter mit ihren Kindern auf die Schauenburg. Gertrud aber blieb hier nicht lange, sondern erklärte ihren Verwandten, dass sie in die Stadt ziehen wolle. Sie musste sich dafür heftige Vorwürfe anhören: „*Wz wiltu tuon? Wiltu ziehen under froemde lúte, die nit wissen, wer du bist? Man wirt sprechen, dz kint, dz du treist, es sy eines pfaffen oder eines múnches.*“ Gertrud beharrte auf ihrem Entschluss und fuhr mit den Kindern auf einem Karren in die Stadt Offenburg zu einer „armen Schwester“, die sie bereits kannte. „*By der bleip sù und wz by ir und trug einen swartzen mantel und wúrkende túcher*“, die übliche Beginenkleidung, die sie als äußeres Zeichen ihres neuen Lebens wählte.

Ein vergleichender Blick auf Elisabeth von Thüringen drängt sich geradezu auf. Ich will vier Stationen der beiden Lebenswege herausgreifen.

1. Die Schikanen, denen das Kind auf der Burg ausgesetzt war. Elisabeths Mägde berichten voller Empörung über eine einflussreiche Familie des Landgrafenhofes, die das kleine Mädchen mit vielerlei Demütigungen und Bedrückungen („*gravamina et oppressiones*“) quälte. Auch von Verwandten, Vasallen und Ratgebern ihres zukünftigen Mannes musste es sich Gehässigkeiten gefallen lassen, ja, man riet diesem, sie zu verstoßen und zu ihrem Vater zurückzuschicken. Tief gekränkt suchte sie ihre Zuflucht im Gebet. – Gertruds Kindheit war von denselben Erfahrungen geprägt, allerdings war der Kreis ihrer Peiniger enger gefasst; es waren ihre Stiefgeschwister und eine Frau aus dem Gesinde.

2. Die Ehe beider Frauen. Elisabeth war als vierjähriges Kind an den Thüringischen Hof gegeben worden, um sich in ihre Rolle als spätere Gattin des Landgrafen einzuüben. Sie sei zwar gegen den Wunsch ihres Herzens verheiratet worden, doch ihre Ehe wird in den leuchtendsten Farben einer harmonischen Gemeinschaft geschildert. – Gertrud wurde von ihrer Familie einem benachbarten Ritter zur Frau gegeben, der sie auch ohne große Aussteuer übernahm. Sie aber empfand nur „*grosse widerwertigkeit*“ in der Ehe, weil er „*weltlich*“ war, sie aber lebte „*in grosser minnen unsers herren und betete vil*“.

3. Der Abschied von der Burg vollzog sich bei beiden Frauen grundverschieden. Elisabeth wurde von der Wartburg vertrieben durch die Vasallen ihres verstorbenen Mannes. Sie sei deshalb in die unterhalb der Wartburg gelegene Stadt geflohen und habe sich in das erbärmliche Haus eines Schankwirts begeben, wo sie die erste Nacht in einem Schweinestall verbringen musste. – Gertrud fasste selbst den Entschluss,

aus der Burg zu fliehen. „*Sú sprach: weis got, es mag nit anders sin, ich will es wagen. Unser herre enlot mich nit, des will ich im getruwen.*“ Auf einem Karren fuhr sie mit ihren Kindern in die Stadt und fand Unterkunft bei einer „armen Schwester“. Bei ihr lebte sie fortan „geistlich“, aber ohne einem Orden anzugehören und nicht hinter Klostermauern.

4. Die Kinder beider Frauen spielten in den Viten eine uns heute merkwürdig berührende Rolle. Elisabeth floh zwar mit ihren drei Kindern bei grimmiger Kälte aus der Burg, obwohl sie nicht wusste, wo sie die Kleinen unterbringen sollte. „*Von der Not gezwungen*“ schickte sie diese an verschiedene Orte, um sie dort aufziehen zu lassen. Ihr Biograf Caesarius von Heisterbach lässt die heilige Frau zu Gott flehen, er möge ihr die irdische Liebe zu ihren Kindern nehmen. „Meine Kinder, die der Herr mir geschenkt, sehe ich als fremde an“ („*tamquam extraneos reputo*“). – Gertrud floh als schwangere Frau zusammen mit zwei Kindern aus der Burg (eines war bereits gestorben) und entband im Hause der befreundeten Begine. Von da an hören wir kein Wort mehr über die Kinder.

### „*Sú half inen ir armuot tragen*“

Nach der Flucht aus der Burg Ortenberg wurde das Haus der armen Schwestern in Offenburg Gertruds Lebensmittelpunkt. Bald nach ihrem Einzug klopfte eine junge Adlige früh am Morgen an die Türe und bat um Aufnahme. Sie hieß Heilke von Staufenberg. Aus dieser Burg oberhalb von Durbach war sie in der Nacht geflohen, weil ihre Brüder sie nach dem Tode der Eltern „*in die welt geben*“, d. h. verheiraten wollten. Sie aber wollte in ein Kloster eintreten. Gertrud „*empfung sú frölich, wan sú geistlich werden wollte*“. Unabhängig voneinander haben sich beide Frauen gegen ihr bisheriges Leben entschieden, um einen Neuanfang zu wagen. Heilke wurde die engste Vertraute Gertruds, „*XXX jor und 28 wochen hielten sú hus miteinander*“.<sup>21</sup> Sie teilten nicht nur die Unterkunft, sondern auch ihre inneren Erfahrungen.

Eine bessere Zeugin konnte sich die Hagiografin nicht wünschen, auch wenn Heilke zugeben musste, dass sie bereits „*einen teil selber vergessen*“ hat. Mehrfach wird die enge Bindung zwischen Gertrud und Heilke hervorgehoben: „*iegliche wz der andern notdürftig*“, mehr noch:

<sup>21</sup> G.v.O., f. 145v.

Gott selbst hat sie „zusammengefügt“. Es ist auffällig, wie viele Gespräche der beiden Frauen durch die Erzählerin in direkter Rede wiedergegeben werden. Im ständigen Dialog entwickelten sie eine hochgespannte Spiritualität, die der Vita Gertruds ihren ganz eigenen Charakter verleiht. *„Alle ire rede und heimlichkeit, die sū hette, die hette sū mit jungvrow Heilken und etlichen sundern lerern, den sū ouch ir leben sunderlich geoffenbart.“*<sup>22</sup>

Die Lehrer, von denen hier die Rede ist, können eigentlich nur die Franziskaner gewesen sein, an deren Klosterareal das „*alte böse húselin*“ der armen Schwestern angrenzte. Gertrud konnte von ihrer Kammer aus dem Gesang der Brüder zuhören: *„Sū sas in irer kammer an irem bette und hörte, dz die brúder messe sungent.“* Ihre Gemeinschaft fand im Kloster der Bettelmönche den geistlichen Mittelpunkt. Hier besuchten die armen Schwestern die Messe und die Predigt der Brüder. Bei ihnen legten sie auch die Beichte ab. Von der Seelsorge des Klerus der nahe gelegenen Pfarrkirche ist überhaupt nicht die Rede. Am Morgen konnte Gertrud es kaum erwarten, bis die Brüder ihre Kirche öffneten. Hier versank sie selbstvergessen ins Gebet, hier erlebte sie Verzückungen und Visionen, dass sie bisweilen wie gelähmt war, sodass Heilke den Küster bitten musste, eine Türe offen zu lassen, bis ihre Gefährtin wieder zu Kräften kam und zurück in ihr Häuschen gehen konnte. Gertrud *„wz der bruoder und des ordens guot frúnd“*.<sup>23</sup> Regelmäßig am Johannestag nach Weihnachten (27. Dezember) bekundete sie das den Brüdern ganz handfest, indem sie dem gesamten Konvent ein Essen zubereitete. Zwei ihrer Halbbrüder waren mittlerweile auch in das Kloster eingetreten, wenn auch nur als *„knechte“*. Die Nähe von Beginenhäusern und Minoritenklöster kommt in vielerlei Begegnungen zum Ausdruck.

### *„Von miner frowen sancte Elisabeth“*

Vorbild der Frauengemeinschaft war die heilige Elisabeth. Um 1250 pries ein Minorit sie als *„mater fratrum minorum“* neben seinem Ordens-Vater Franziskus.<sup>24</sup> Sie scheint „nach 1226/28 durch die Verbin-

<sup>22</sup> G.v.O., f. 153v.

<sup>23</sup> G.v.O., f. 198v.

<sup>24</sup> Huyskens, Quellenstudien (wie Anm. 3), S. 70, Anm. 3; Maria Pia Alberzoni, Elisabeth von Thüringen, Klara von Assisi und Agnes von Böhmen, in: Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1) Bd. 2, S. 47–55.

„ursprünglichem“ Franziskanertum und Hospitaltätigkeit sowohl innerhalb der franziskanischen Bewegung als auch innerhalb der religiösen Frauenbewegung ihrer Zeit einen eigenständigen Weg gegangen“ zu sein.<sup>25</sup> Mit guten Gründen wies M. Werner damit die Vorbehalte von W. Maurer zurück, der feststellte, „dass die franziskanische Komponente in Elisabeths Entwicklung bisher bei weitem überschätzt wurde“.<sup>26</sup> In ihrer späteren Wirkung kann aber diese Komponente nicht hoch genug eingeschätzt werden, wie die Gertrud-Vita in vielen Einzelzügen belegt.

Das Haus, in das Gertrud nach ihrer Flucht aus der Burg eingezogen war, scheint bald ausgebaut worden zu sein, wohl mit den finanziellen Mitteln, die ihr aus dem Wittumsgut zustanden. Nicht nur Heilke, sondern auch andere Frauen schlossen sich dieser Wohngemeinschaft an, die über Jahre hin funktionierte. Dabei wurden gesellschaftliche Unterschiede als etwas Selbstverständliches hingenommen. Mehrfach ist von Mägden die Rede, die den Dienst im Hause verrichteten. Aber Gertrud bot ihnen zum Zeichen ihrer Demut das „Du“ an: *„Sú wz also demútig, dz ir ir megde etlich muosten sprechen ‚Gertrud‘, also sú hiez [...] Ir wz leid, dz man ir in dem huse ere bot.“*<sup>27</sup> Die Biografin übernahm diese Schilderung nahezu wortgleich aus dem Buch der vier Dienerinnen Elisabeths.<sup>28</sup> Auch diese wollte sich von den Mägden nicht mit „Herrin“ ansprechen lassen. Die unmittelbar daran anschließende Aussage, dass die heilige Frau ihre Dienerinnen öfters hinausgeschickt habe, um von ihnen nicht gehindert zu werden, die Töpfe, Schüsseln und Teller selbst abzuwaschen, findet sich ebenso in der Gertrud-Vita wieder. Ihre „humilitas“ erscheint sogar noch gesteigert, indem sie nicht einmal mehr am Gemeinschaftstisch sitzen, sondern nur noch bedienen wollte *„als ein ander arm swester“*. Mehrfach warf die Vitenschreiberin einen Blick in die Küche des Hauses, wo Gertrud für die andern kochte und backte, aber selbst auf Gaumenfreuden verzichtete. Bei einem Schlachtfest im Hause nahm sie *„weder fleisch noch wurste noch broten. Dis det jung-*

<sup>25</sup> Matthias Werner, Elisabeth von Thüringen, Franziskus von Assisi und Konrad von Marburg, in: Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 109–135.

<sup>26</sup> W. Maurer, Zum Verständnis der heiligen Elisabeth v. Thür., in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 65 (1953/54), S. 16–64, hier S. 26.

<sup>27</sup> G.v.O., f. 167r, 161v.

<sup>28</sup> Libellus (wie Anm. 4), S. 185.

*vrow Heilken dig vil we, so sú die guoten broten und wúrste ossen und sú [nämlich Gertrud] sin nit geturste versuochen*“.<sup>29</sup>

Auch Elisabeths Dienerinnen berichteten von der Arbeit ihrer Herrin in der Spitalküche, wo diese das Essen zubereitete, das völlig unschmackhaft war, „weil sie weder kochen konnte noch die dafür notwendigen Zutaten hatte“ („*nec artem preparandi nec materiam habebat*“). Sie selbst gab sich mit wässrigen Gemüsesuppen zufrieden. Und weil sie sich dabei noch ganz dem Gebet widmete, ließ sie das Essen oft anbrennen. Wenn ihr die Mädchen Vorhaltungen machten, ertrug sie diese lachend.



Abb. 3: Elisabeths Spinnstube. Aus dem Krumauer Bildercodex.  
Vorlage: Jenni (wie Anm. 30), Abb. 12.

Weniger problematisch gestaltete sich Elisabeths Arbeit in der Spinnstube. Hier pflegte sie mit ihren Dienerinnen Wolle zu spinnen, die sie dann weben ließ „für die Kleidung der Minderbrüder und der Armen“. Eine Wiener Handschrift, die wohl 1358 dem Franziskanerkloster Krumau geschenkt wurde, zeigt unter den 85 Illustrationen der Elisabeth-Legende auch eine Szene, in der die Frauen die Arbeit gemeinsam ausübten<sup>30</sup> (Abb. 3). Trotzdem berichtet eine Dienerin vom Entsetzen der

<sup>29</sup> G.v.O., f. 170v.

<sup>30</sup> Ulrike Jenni, Die Elisabeth-Legende im Krumauer Bildercodex, in: Elisabeth von Thüringen, (wie Anm. 1), S. 353–380.

Familie über eine solche nicht standesgemäße Tätigkeit. Ihr Vater, der König von Ungarn, habe eigens einen Gesandten nach Marburg geschickt. „Der fand sie am Spinnrocken sitzen und Wolle spinnen. Fasungslos bekreuzigte er sich und rief: Niemals sah man bisher eine Königstochter Wolle aufwickeln.“<sup>31</sup> Für Gertrud war diese minderwertige Arbeit selbstverständlich. Schon am frühen Morgen setzte sie sich ans Spinnrad oder an den Webstuhl und arbeitete „*umb lon*“, so wie sie es bereits als Kind gewohnt war. Damals „*nam es sin kúnckelin oder wz man im zuo tuon gab und wz vil vro, so man es im erlobete*“.<sup>32</sup> Sie freute sich besonders deshalb darüber, weil sie sich so zu der Rittersfrau setzen konnte, die ihr dabei von Christi Leiden erzählte.

Für die Bürger in der Stadt Offenburg entwickelte sich das Haus der armen Schwestern zu einem sozialen und geistlichen Mittelpunkt. Wie Elisabeth in Marburg, so erwarb sich Gertrud im Ortenaustädtchen hohes Ansehen unter den Bürgern.<sup>33</sup> Diese achteten sie wegen ihres Standes, aber noch mehr wegen ihres vorbildhaften sittlichen Lebens. Beides wies Gertrud von sich: „*So die lúte seiten von irer edelkeit, so sprach sú: ach lieben, [...] der ist edel, den tugende edelent und nieman anders.*“<sup>34</sup> Eine Standardformel in mittelalterlichen Heiligenviten, wie wir sie auch in den Lebensbeschreibungen Elisabeths von Thüringen finden. In der Gertrud-Vita ist sie mehrfach variiert.

Nach der Darstellung der Erzählerin wurde Gertruds Haus eine Art Sozialstation für arme und alleinstehende Frauen der Stadt. Sie erhielten Essen und Kleidung, manche fanden hier für einige Wochen eine Unterkunft. Auch Kinder wurden von den Schwestern versorgt, gewaschen und mit frischer Kleidung ausgestattet. „*Ettlich hette sú zehn wochen by ir in dem huse, untz sú im sin houpt schoen und heil gemacht*“, d. h. von der Krätze geheilt. Auch außerhalb des Hauses bot sie den Kranken und Alten ihre Hilfe an. Selbst in ihrem Äußeren wollte sie sich nicht von

<sup>31</sup> Libellus (wie Anm. 4), S. 180; ebenso Caesarius, Vita (wie Anm. 2), S. 67.

<sup>32</sup> G.v.O., f. 134v.

<sup>33</sup> Anneke B. Mulder-Bakker, Fromme Frauen in Straßburg und Meister Eckhart: Gertrud von Ortenberg und Heilke von Staufenberg, in: Zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern, 7 (2012), S. 11–13; Dieselbe, The Age of Discretion: Women at Forty and Beyond, in: Middle-Aged Women in the Middle Ages, ed. b. Sue Nierzydowski. Cambridge u.a. 2011, S. 15–24.

<sup>34</sup> G.v.O., f. 161v. Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine, übers. v. Richard Benz, 9. Aufl., Heidelberg 1979, S. 874, führt Elisabeth als hoch gerühmte Königstochter ein: „*Sie war von Geschlecht gar edel, aber noch viel edler an Glauben und Frömmigkeit.*“



den Armen unterscheiden. Sie trug kümmerlichste Kleidung aus grobem Gewebe, innen und außen mit Stoffresten zusammengehalten, darüber als Umhang ein großes Tuch aus Leinen; über den Kopf legte sie einen Schleier, „den hing sù in die ougen, und doch verhing sù sich nicht zuo vast“.<sup>35</sup> Ihr Schuhwerk war grob und von einfachstem Zuschnitt.

Wortreich beschrieb die Biografin, wie Gertrud „mit den armen lúten wandelte“ und ihnen half, ihre Armut zu ertragen. Sie teilte alles, was sie selbst nicht brauchte; persönlich bettelte sie für die Armen, ging mit Heilke aufs Feld, um Kraut für Gemüsesuppen zu schneiden, „und ging denn zuo den richen frowen in der stat und bettelte kese und speck und smaltz, und macht ein guot muos und gap es armen lúten“. Ihr Einsatz für die Bedürftigen kannte keine gesellschaftliche Grenzen und mahnte alle Schichten der Bürgerschaft zu fürsorglichem Miteinander: „Barmhertzikeit und miltikeit, die zwo tugenden hette sù volkumenlich an ir úber alle creatures, die zuo erbarmende worent.“<sup>36</sup>

Als 1310 die Bürger unter dem Schutz des Straßburger Bischofs ein Spital in der Stadt gründeten, „den armen siechen und dürftigen zehelfe“, war es für Gertrud selbstverständlich, dass sie mit ihrer Gemeinschaft Pflegedienste übernahm. Sie werden in aller Ausführlichkeit beschrieben. Es ist das ganze Arsenal christlicher Mildtätigkeit, wie es auch die vier Dienerinnen Elisabeths von ihrer Herrin bezeugten.

Konrad von Marburg sprach in seinem Bericht, der dem Papst als Grundlage zur Heiligsprechung Elisabeths dienen sollte, von deren rastlosem Bemühen, das „*Beneficium caritatis*“ in vielfältiger Weise umzusetzen. Es ist bemerkenswert, dass Jacobus de Voragine in seiner Sammlung der Heiligenlegenden, die schon um 1290 den Titel „*Legenda aurea*“ erhielt, den Hauptteil der Elisabeth-Vita nach den sieben Werken der Barmherzigkeit gliederte: Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Kranke pflegen, Gefangene besuchen, Tote bestatten. Wer sie erfüllte, erhielt nach Mt 25, 34 den Anruf Gottes: „*Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters. Nehmet das Reich in Besitz, das seit der Weltschöpfung für euch bereitet ist.*“<sup>37</sup> Im Streben nach diesem höchsten Ziel habe Elisabeth ihren Seelenführer und Beichtvater Konrad unter Tränen um Erlaubnis gebeten, an den Türen

<sup>35</sup> G.v.O., f. 160v.

<sup>36</sup> G.v.O., f. 164r und f. 162r.

<sup>37</sup> *Legenda Aurea* (wie Anm. 34), S. 874–881.



Abb. 4: Elisabeth einem Bettler Brot reichend.  
Vorlage: O. Schmitt, gotische Skulpturen des Straßburger Münsters,  
4. Band (1924), Tafel 198 a.

zu betteln („*hostiatim mendicare*“). Konrad aber lehnte dieses Ansinnen strikt ab. Darauf verzichtete sie am Karfreitag 1228 in der Eisenacher Franziskanerkirche auf „Eltern und Kinder, auf den eigenen Willen und auf alle weltliche Pracht“.<sup>38</sup> Als sie auch auf ihren Besitz verzichten wollte, hielt Konrad sie zurück, „vor allem wegen der Armen, denen sie aus ihrem Vermögen Almosen spenden sollte“. Dann folgte sie ihrem Beichtvater nach Marburg und erbaute hier ein Hospital („*quoddam hospitale*“) zur Aufnahme von Schwachen und Gebrechlichen. Eine der vier Dienerinnen Elisabeths konnte ihr Missbehagen über die Art und Weise, wie Konrad das soziale Engagement seiner Beichttochter abschwächte, nicht ganz unterdrücken: Ihre Herrin übte doch nur Werke der Barmherzigkeit aus („*opera misericordiae*“).

Als etwa hundert Jahre nach der Heiligsprechung Elisabeths, also wohl noch zu Lebzeiten Gertruds, der Straßburger Bischof auf der Südseite des Münsters eine Grabkapelle errichten ließ, beauftragte er einen unbekanntem Bildhauer des Oberrheins, den Übergang vom Hauptschiff in die Kapelle mit einer lebensgroßen Statue der heiligen Elisabeth zu markieren (Abb. 4). Diese oberrheinische Elisabeth verkörpert sozusagen das Idealbild, wie es von Konrad von Marburg vorgegeben wurde: Eine fürstliche Heilige, die mit mildem Lächeln dem kleinen Bettler ein Brot reicht. Diese Elisabeth wahrt soziale Distanz. Ihre Barmherzigkeit lässt vor allem an das milde Verteilen von Almosen denken.

„*Leben wie ein fremde arme ellende swester*“

Gertrud von Ortenberg wollte nicht milde sein, sondern arm. Sie wollte die Distanz aufbrechen zwischen den Barmherzigen und den Bedürftigen. „*Unser herre wollte, dz sū us wer gangen in dz armuot und ellende.*“ Sie selbst beehrte, „*alle dinge zuo londe und ein arm mensch zuo werden durch got*“.<sup>39</sup> Der Kontrast zum Bild der heiligen Elisabeth im Straßburger Münster könnte nicht größer sein. In einer kühnen Formulierung umschreibt die Biografin Gertruds radikale Entscheidung: „*Do sū nun also gar alle dinge hette ufgeben, daz sū nit me hette zuo losen noch zuo geben, noch zuo heissen noch zuo heischen, noch zuo frogen*

<sup>38</sup> Summa (wie Anm. 2), S. 128; Matthias Werner, Die heilige Elisabeth und Konrad von Marburg, in: Sankt Elisabeth (wie Anm. 5), S. 45–69

<sup>39</sup> G.v.O., f. 166r und 225v.

*noch zuo wissen, noch zuo reden mit niemandes nictes, noch kein sehen hette uf kein ding in der zit, [...] do waz sù in gantzem friden mit gotte und mit ir selber und mit allen creaturen, und waz mússig (frei) aller dinge*<sup>40</sup> (Abb. 5).

Diese vollkommene innere Freiheit war ihr in dem sozialen Netz, in das sie während der vergangenen fünfzehn Jahre eingebunden war, nicht möglich. Deshalb entschloss sie sich, zusammen mit Heilke nach Straßburg zu ziehen. Abschied und Neubeginn werden in der Vita detailliert



Abb. 5: Elisabeth verteilt Almosen. Relief des Eisabethschreins zu Marburg. Vorlage: Könsgen (wie Anm. 2), Abb. 6.



Abb. 6: Bettler und Kranke vor einer Kirche.  
Augsburg (Heinrich Steyner) 1532.

beschrieben.<sup>41</sup> Sie bezogen an ihrem neuen Wohnort ein Haus, das sie von „*swester Bride*“ käuflich erworben hatten. Aber ihre Hoffnung, hier „*fremd und unerkannt*“ zu leben, war vergebens. „*Zuohant geriet man sie ouch do bekennen und ihres heiligen lebens warzuonemen.*“ Gertrud übertrug ihrer jüngeren Freundin testamentarisch das neu bezogene Haus, sie wollte noch nicht einmal darin wohnen, sondern wünschte, „*daz sū ouch die herberg muoste rumen und daz sū eine nacht nit sollte sin do sū die ander wer*“. Unbehaust wollte sie sein, aber Heilke hinderte sie daran und bat aufrichtig, sie solle wenigstens als „*fremde swester, die man durch got ladet*“, unter dem gemeinsamen Dach wohnen, wenn auch „*im snödesten kemmerlin*“. Gertrud wollte frei sein, „*nüt enhan und nüt begeren*“.

Gemeinsam holten sie sich Rat bei ihrem Beichtvater, der als Lesemeister am Minoritenkloster in Straßburg tätig war. Seine Antwort enttäuschte sie; „*er wollte nit erkennen, daz es unser herre also wolt [...] Im waz leit, dz sū es also gar enweg wolte geben und sich also gar in gottes*

<sup>40</sup> G.v.O., f. 230v.

<sup>41</sup> G.v.O., f. 212r–225v.

*hand und in ir armuot wolte geben.*“ Er hielt Gertruds Radikalität für unbedacht. Da schaltete sich Heilke ein und erinnerte den Lesemeister an einen mehrfach bezeugten Bericht über die heilige Elisabeth: „*Lieber herre, nu seit man doch von miner frowen sancte Elisabeth, daz sù uf einen tag VC marck entweg gab. Und gab entweg alles, daz sù hette, also gar, daz sù noch brot muoste gon.*“<sup>42</sup> Es ist die erste und einzige Erwähnung der großen Heiligen evangelischer Armut in der Gertrud-Vita. Das Zitat belegt in aller Deutlichkeit, wie sich Gertrud auf Elisabeth als Leitfigur ihres radikalen Handelns berief. Für sie war auch Elisabeth eine Bettlerin, weil sie nicht nur 500 Mark den Armen gab, sondern „*alles, daz sù hette*“. Den Tadel des Lesemeisters, dass sie sich so rückhaltlos „*in gottes hand und in die armuot*“ geben wollte, wies sie zurück. „*Do wart er also entrichtet [verwirrt], dz sù in also mit der worheit überredt hette, dz er ufstund. Und lief von ir und lies sù sitzen und von zorn gab er ir kein antwort.*“

Die „Wahrheit“, die den Zorn des Franziskanerbruders erregte, kannte schon der „*Libellus de dictis IV ancillarum*“. Darin schilderten zwei der Dienerinnen unabhängig voneinander, wie ihre Herrin Arme und Schwache aus Marburg und Umgebung zusammenrief, um ihnen auf einmal 500 Mark zu verteilen. Sie habe die Leute aufgefordert, sich niederzulassen, damit sie selbst durch die Reihen gehen könne, um ihnen zu dienen. Der Text lehnt sich an dieser Stelle eng an ein biblisches Gleichnis (Lk 12, 37) an und hebt so das Außergewöhnliche des Handelns noch hervor. Konrad von Marburg erwähnt Elisabeths großzügige Aktion mit keinem Wort. Er hätte sie auch nicht gutgeheißen. Für Gertrud aber ist sie eine Argumentationshilfe, um ihr Bekenntnis zu radikaler Armut zu rechtfertigen. Sie sah sich in der Nachfolge Elisabeths, weil auch diese bereit war, alles den Armen zu geben, „*also gar, dz sù noch brot muoste gon*“.

In ihrer Ratlosigkeit wandte sie sich an ihren alten Beichtvater in Straßburg. Sein Zuspruch war höchst bemerkenswert: „*Ich mercke wol, wz es ist, wie unser herre mit ir will. Reht als unser herre unseren orden fürsehen und geordent het on eigenschaft und on alle sicherheit, dz will unser herre ouch von ir [...] Er will sù arm haben und dz sù allein siner gnoden warte und von nieman kein sicherheit habe.*“<sup>43</sup> Das ist genau die

<sup>42</sup> G.v.O., f. 219v/220r.

<sup>43</sup> G.v.O., f. 237v.

Gegenposition zu dem erstgenannten Lesemeister, aber auch zu Konrad von Marburg, der Elisabeth den Verzicht auf allen Besitz untersagte. Um die Bedeutsamkeit dieser Aussage hervorzuheben, stellt die Vitenschreiberin den betagten Ratgeber in seinen bisherigen Funktionen vor, wenn auch hier ohne Namen: Er war viele Jahre Lesemeister und Provinzial des Franziskanerordens. Es kann ohne Zweifel nur Heinrich von Talheim gemeint sein, der an anderer Stelle der Vita als Einziger unter den Lesemeistern namentlich erwähnt wird.<sup>44</sup>

Wer war Heinrich von Talheim? Er studierte in Paris, lehrte danach als Lektor am Franziskanerkloster in Straßburg, bevor er 1314 die Leitung des Ingolstädter Klosters übernahm. 1316 wurde er zum Provinzial der Oberdeutschen Ordensprovinz gewählt. Die Berufung in dieses hohe Amt fiel in eine Zeit, als sein Orden wieder einmal besonders herausgefordert war, über die regelgetreue Lebensform Rechenschaft abzulegen. Der Anspruch der franziskanischen Regel, das Evangelium Christi zu bewahren durch ein Leben in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit, zwang die Gemeinschaft seit ihrer Frühzeit immer wieder, einen Ausgleich zu suchen zwischen Armutsgelübde und Gehorsamsbindung.<sup>45</sup> Während die einen das strikte Armutsgelübde ihres Ordensvaters beachten wollten, wiesen die andern auf Notwendigkeiten normaler Lebensbedürfnisse hin. 1312 fanden die Brüder, die den Gedanken einer besitzlosen Armut in der Nachfolge Christi verwirklichen wollten, einen Fürsprecher in Papst Clemens V. Aber schon dessen Nachfolger, Johannes XXII., beklagte 1317 den übertriebenen asketischen Eifer einiger Brüder und rief sie zum Gehorsam auf: „Noch vor der Armut ist der Gehorsam zu achten!“ Und 1322 lehnte der Papst auch deren Lehre von der vollkommenen Armut Christi als Quelle ihres Selbstverständnisses ab. Für den Minoritenorden war diese päpstliche Entscheidung Grund genug zu einer Stellungnahme durch das höchste Gremium, das Generalkapitel. An dieser Versammlung in Perugia nahm

---

<sup>44</sup> G.v.O., f. 151r.; Kurt Ruh, Heinrich von Talheim, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon Bd. 3, Berlin 1981, S. 882–884; Brigitte Degler-Spengler, Oberdeutsche Minoritenprovinz 1246/1264–1939, in: *Helvetia Sacra* V, 1, Bern 1978, S. 42–97, hier S. 63–65.

<sup>45</sup> Erwin Iserloh, Die Spiritualenbewegung und der Armutsstreit, in: *Handbuch der Kirchengeschichte*, hrsg. von Hubert Jedin, III, 2, Freiburg, Basel, Wien 1968, S. 453–460; U. Horst, *Evangelische Armut und Kirche. Thomas von Aquin und die Armutskontroversen des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts*. Berlin 1992, S. 135 ff.; Karl Josef Rivinius, *Zwischen Häresie und Orthodoxie. Die Armutsbewegungen des Mittelalters am Beispiel der Waldenser und Franziskaner* (Katholische Akademie Schwerte, Vorträge 35), Schwerte 1990.

auch Heinrich von Talheim als Leiter der deutschen Provinz teil. Er wirkte bei der Formulierung eines offiziellen Rundschreibens mit, worin die Ordensleitung der Minoriten vor der ganzen Christenheit bekannte, es sei „gesunde, katholische und rechthläubige Lehre, dass Christus und die Apostel nichts zu eigen“ besessen haben. Begründet wurde dieses Bekenntnis mit Sätzen der Heiligen Schrift und päpstlicher Erlasse. In ungewöhnlich scharfer Form reagierte Papst Johannes XXII. darauf. Er verurteilte die Lehre als häretisch.

Der Konflikt mit der Kurie spaltete den Minoritenorden in zwei Lager, die Konventualen und die Spiritualen. Die Gertrud-Vita führt sie in den beiden Lesemeistern, die um Rat gefragt wurden, vor. Während der erste einen gemäßigten Gebrauch von Besitz befürwortete, sah der zweite in der völligen Besitzlosigkeit, auch der Gemeinschaft, das Ideal der Minderbrüder. Das wollte Gott auch von Gertrud.<sup>46</sup> In die Debatte um das franziskanische Selbstverständnis ist ihre Vita einzuordnen. Was steht höher: Der Gehorsam oder die Armut? Gertrud hatte sich für die Armut entschieden, Elisabeth für den Gehorsam. Heilke musste ihrer Freundin einen Bettelsack nähen, mit dem diese in der Stadt „nach Brot gehen“ konnte. Da mischte sie sich unter das ärmste Volk und musste selbst die bittere Erfahrung machen, dass sie beim Betteln kein einziges Almosen erhielt. Elisabeth blieb durch die Entscheidung Konrads von Marburg in der Lage, den Armen und Bedürftigen Almosen zu verteilen.

Für Gertrud wurde das Gespräch mit ihrem Beichtvater Heinrich von Talheim zu einer Schlüsselszene ihres Lebens – ähnlich wie für Elisabeth das Gelübde am Karfreitag 1228 in der Erfurter Franziskanerkapelle. Gertrud dankte Heinrich mit der ungewöhnlichen Anrede: „*So lon úch got, seliger herre!*“

### „*Sincken in die gottheit*“

Der Bericht über Gertruds Leben in Straßburg ist damit zu Ende. Nur ein großer Stadtbrand blieb noch erwähnenswert, weil er die beiden Frauen zwang, „einige Zeit um Herberge zu betteln“. So zogen sie es vor, nach Offenburg zurückzukehren, wo ihnen vier Jahre später zwei Regelschwestern eine Unterkunft anboten. Gertrud sträubte sich noch

---

<sup>46</sup> Siehe oben Anm. 40.



monatelang gegen diese Hilfe, bis sie dem Drängen ihrer Freundin nachgab, die alles mit ihr teilen wollte, um das Nötigste („*die notdurft*“) zu sichern. Ein Gespräch zwischen Heilke und Gertrud thematisiert noch einmal die gegensätzlichen Positionen in der Armutsfrage, dann schweigen sie „*und vertribent ir leben heilliklich in dem dienste gottes*“. Auch die Biografin schweigt, mit der zwiespältigen Begründung: Es wäre noch viel zu sagen über Gertruds Leben, „*aber nuo kann man nit me wissen noch haben von ir*“.<sup>47</sup>

Über diese Einsicht führt sie den Leser in die Mitte von Gertruds „heiligem Leben“. Denn sie bricht aus dem vorhandenen Schatz hagiografischer Zitate aus, seien sie nun historisch beglaubigt oder nur Topoi vorbildhaften Handelns. Sie erkennt das Nicht-Darstellbare der inneren Erfahrungen Gertruds, nachdem diese auf entbehrungsreichem Lebensweg im Loslassen von allen Dingen „die wahre Armut des Geistes“ gefunden hatte. Heilke will es genauer wissen: „*Liebe gertrud, ist daz ‚sinken in die gottheit‘? Do sprach sū: Jo.*“<sup>48</sup>

Das Bild, in das Heilke die mystische Erfahrung ihrer Freundin fasste, kannten die beiden Frauen wohl aus Predigten, die sie in Straßburg gehört hatten. Dort wirkte schon in den Dreißigerjahren Johannes Tauler als Frauenseelsorger. In der mehrfach überlieferten Predigt „*Quae mulier habens drachmas decem*“ suchte er seinen Hörerinnen verständlich zu machen, wie Gott in einer lautereren, gotterfüllten Seele wirkt: „*Si wirt alles das von gnaden, das got ist von naturen, in der vereininge mit Gotte, in dem inversinkende in Got und wirt geholt über sich in Got.*“<sup>49</sup>

Konrad von Marburg übertrug die Gotteserfahrung seines Beichtkindest Elisabeth in ein anderes, ebenso geläufiges Bild der „Entrückung“. Er würdigte Elisabeth als „*mulier contemplativa*“, deren Antlitz wunderbar strahlte, wenn sie vom einsamen Gebet kam: „Wenn sie aber, was oft geschah, für einige Stunden in einen Überschwang des Geistes gerissen wurde [rapi in excessum mentis], nahm sie danach keine oder nur wenig Speise zu sich.“<sup>50</sup> Thomas von Aquin widmete dem Begriff „*raptus*“ eine ganze Quaestio seiner „*Summa theologica*“, wobei er Textstel-

<sup>47</sup> G.v.O., f. 239v.

<sup>48</sup> G.v.O., f. 231v.

<sup>49</sup> Die Predigten Johannes Taulers, hrsg. von Ferdinand Vetter (Deutsche Texte des Mittelalters 11), Augsburg 2000, Predigt 11, S. 50–56.

<sup>50</sup> *Summa vitae* (wie Anm. 2), S. 132.

len aus der Apostelgeschichte und dem 2. Korintherbrief zitierte.<sup>51</sup> Wie Konrad sich an die Lehrtradition der Kirche anlehnte, um Elisabeths Gotteserfahrung zu erfassen, so nahmen Heilke und mit ihr die Biografin Gertruds drei Generationen später die neue Sprache der Mystiker des 14. Jahrhunderts auf.

Sie erzählten und beschrieben das „heilige Leben“ Gertruds für ihre Zeit und Gesellschaft mit deren Topoi und Erzählmustern. Die Viten-schreiberin fügte Lebenssplitter zu einem Ganzen zusammen; freilich nach eigenem Gutdünken. Sie berief sich ausdrücklich auf eine Zeugin, welche die Wahrheit verbürgte. Gleichzeitig wurde diese Zeugin selbst zu einem Teil der Geschichte, weil sie „dreißig Jahre und achtundzwanzig Wochen lang“ als Gefährtin und Gesprächspartnerin in das Leben der heiligen Frau eingebunden war. Am Ende bekannte die Biografin ihr Unvermögen, deren Lebenslinie bis zum Ende beschreiben zu können; sie schwieg. Zuletzt fand ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts den Text der Vita und bewahrte ihn in der Bibliothek seiner Gesellschaft auf, wenn auch „vorläufig zurückgestellt“. Alle diese Stufen kennzeichnen das Bemühen um die hagiografische Wahrheit zu Gertruds Leben in evangelischer Armut.

<sup>51</sup> Thomas v. Aquin, *Summa theologiae* II. II. q. 175: De raptu, a.3: Utrum Paulus in raptu viderit Dei essentiam. Ad 3.1: Sicut enim de Paulo legitur quod est raptus usque ad tertium caelum (II Cor 12,2), ita et de Petro legitur Act.10,10, quod cecidit super eum mentis excessus. Dazu Kurt Ruh, *Geschichte der abendländischen Mystik – 3: Die Mystik des deutschen Predigerordens*. München 1996, S. 150ff.